Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 3 (1935-1936)
Heft: 11

Artikel: Zu Jacques Chenevières neuem Roman "Connais ton Cœur"
Autor: Burckhardt, Carl J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759284

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zu Jacques Chenevières neuem Roman «Connais ton Cœur»[1]

von Carl J. Burckhardt

Wenn man von einem schweizerischen Schriftsteller sprechen will, ist es auffallend, wie viele Eigenschaftswörter einem aus der Hand fallen, weil man befürchtet, Mißverständnisse zu veranlassen. Schon wenn man sagt, ein Autor sei geistreich, klingt etwas leise Ablehnendes mit, wenn man aber gar sich dazu hinreißen ließe zu behaupten, er sei elegant, so hätte man mit diesem beinah verrufenen Wort entschiedenes Unheil angerichtet. Es handelt sich hier um eine nationale Orthodoxie, denn natürlich auf Voltaire oder Nietzsche angewandt, erhielten diese selben Begriffe ihre ganze ursprüngliche Bedeutung ohne weiteres zurück, und das Fatale, ein wenig Fadenscheinige, das den beiden Adjektiven innerhalb unserer Grenzen zwischen Jura und Rhein anhaftet, fiele augenblicklich weg. In der Tat hat sich im Laufe des 19. Jahrhunderts eine Vorstellung ausgebildet von Eigenschaften, die angeblich schweizerisch und solchen, die unschweizerisch sein sollen. Man hat einen schweizerischen Typus aufgestellt. Schlichtheit ist eine beliebte Zierde dieses gerechten und etwas lehrhaften, handgreiflich ernsten und handgreiflich heitern, mit Leib und Seele bäurischen Städters, den man vielfach als Norm setzt. Das Schlimme dabei ist, daß Schlichtheit, wenn sie ihrer selbst bewußt wird, sich leicht in Selbstgefälligkeit verkehrt und beständig eifrig darauf aus ist, aus einer Not eine Tugend zu machen.

Unser Land besitzt ein reiches und vielfältiges Zusammenspiel der allerverschiedensten Kulturen; alte, eigenartige städtische Bildungen stehen neben einem reinen Bauerntum, welchem geistige Gefahr nur von einer Seite droht, nämlich von der nachahmenden, welche Bauernton und Bauernsitte genau in der Weise in die Literatur hineintragen will, in welcher man das Gebirgsdorf in die Weltausstellung transportiert. Indem man falsche Naivität durch einen abgelauschten Ton vortäuschen will, schädigt man das Ursprüngliche, das man besitzt, unendlich viel mehr, als wenn man naturfremde Kunstpoesie triebe.

---

[1] Jacques Chenevière: Connais ton Cœur, Paris Calmann-Lévy, 1936, 2e éd.

Halbe Städter und halbe Bauern sind eine gleich bedenkliche Erscheinung, das hat niemand endgültiger ausgesprochen als Gotthelf.

Das Gemeinsame unseres Schriftwesens muß also anderswo, muß tiefer gesucht werden als im Gehaben, im Ton und in der Wahl des Stoffkreises.

Nun hat zweifellos jedes Kunstwerk, bevor es gestattet, daß man zu seinem eigentlichen Wesen vordringe, durch seine den Geschmack anregenden oder abstoßenden äußern Eigenschaften zu wirken. Es bestehen bei uns zu Land in Fragen des Kunstgeschmackes natürliche Abneigungen, die durchaus ernst zu nehmen sind. Da aber vielfältige und überraschende geistige Kost den Geschmackssinn bereichert und schärft, so darf die Anlage zu einseitiger Ablehnung nicht verwöhnt werden. Hier soll man gegen den Stachel löcken können, sonst verflacht man. Das Zarte, Verhüllte, das nicht gleich mit der Türe ins Haus fällt, das Andeutende, das Kraft und Tiefe nicht mit Getöse, Derbheit und oft so unehrlicher Hintergründigkeit verwechselt, das Spielerische, Anmutige und Gesittete gehört auch zu unserer Welt.

Was nun den Genfer Jacques Chenevière betrifft, so würde ich nicht anstehen, ihn, allen Vorurteilen entgegen, einen eleganten Schriftsteller zu nennen, ohne damit im geringsten seinen Ernst in Frage stellen zu wollen. Die Eigenschaft, die ich mit dem verrufenen Beiwort bezeichne, prägt sich bei Chenevière darin aus, daß er nie unnötig betont, daß er entspannt bleibt und daß er mit seinen Stoffen sich nicht in eine Welt begibt, die ihm fremd ist, im Gegenteil, die menschlichen Vorgänge, über die er zu berichten hat, zeigt dieser liebenswürdige Erzähler mit Vorliebe in einer Umgebung auf, in der er völlig zu Hause ist. Da er dabei sich selbst und den Leser gerne am schönen Schein erfreut, verbirgt er manches hinter einer seidenglänzenden Oberfläche.

Rein genferisch ist Chenevière nicht; er hat aus seinem südfranzösischen Erbe ein Licht und auch eine Melodie mitgebracht, die in der Stadt Calvins neu sind. Auch das Fehlen jeglicher Provinzialismen in seinem sehr beschwingten Stil hat er vor vielen seiner Landsleute voraus, und trotzdem ist Chenevière kein Franzose. Wenn man in Frankreich seine Bücher liest, so begibt man sich vielleicht nicht unbedingt ins Ausland, aber sagen wir in die Grenzzone. Was Chenevière innerhalb des französischen Sprachgebietes absondert, das ist einmal dieselbe Eigenschaft, die den Wein von den Ufern unserer westschweize-

rischen Seen — man mag ihn behandeln wie man will — von den französischen Weinen so verschieden sein läßt, da wirkt das Wesen einer Landschaft, zu der man nichts Willenmäßiges hinzuzubringen braucht; sodann bei aller scheinbaren Leichtigkeit ist bei diesem Romancier zwar keine erzieherische Absicht vorhanden, hingegen eine ganz bestimmte westschweizerische Wohlanständigkeit, die hier und da auch kleine Lektionen erteilt. Im Entscheiden ist er vorsichtig, ja zögernd. Gute stille Menschen, ohne irgendwelche Züge, die sie auffällig machen, werden von ihm mit einer ganz besonderen Behutsamkeit und mit einer ganz besonderen Vorsicht behandelt. Jede Gestalt kommt zu ihrem Recht. Er ist kein Pädagoge, aber als Moralist bleibt er immer moralisch, er ist nie paradox, er umgibt in seinen frühern Werken alles mit einer in ihrer Essenz sehr reinen Poesie. Alles Sichtbare bei ihm ist für die Sinne ansprechend, dabei aber ist er kein Ästhet, weil er das Schöne nicht hinzutut, sondern stets aus seinem Stoff hervorholt; er ist auch kein Sensualist, denn das Spürbare begleitet ein sehr gleichmäßiges geistiges Wollen, um es gegenständlich werden zu lassen.

In seiner Jugend erlaubte es sich Chenevière, in sehr hellen Regionen zu zaubern, es beglückte ihn selbst und er wollte damit Freude machen. Kenner des französischen Schrifttums halten seine erste Erzählung «l'île déserte» für eine der in ihrer Art vollkommensten kleinen Improvisationen, welche die französische Schweiz in den letzten Jahrzehnten hervorgebracht hat. Es handelt sich um einen märchenhaften, spiegelnden, völlig musikalisch durchkomponierten Einfall, der darin besteht, daß durch eine ungewöhnliche äußere Lage, zwei von Haus aus in der sogenannten Gesellschaft lebende Menschen, ein Mann und eine Frau, in der Einsamkeit plötzlich aus all ihren Bindungen losgelöst und völlig aufeinander angewiesen werden. Aus einem Flugzeug müssen sie sich durch Fallschirmabsprung retten und sie gelangen auf eine mit allen Schönheiten tropischen Reichtums ausgestattete unbewohnte Insel, auf der sie nun sechs Monate lang gemeinsam leben müssen. Sie sind jung, unter Menschen, unter dem Druck der Allzuvielen, waren sie sich gegenseitig ausgesprochen unsympathisch, was wird nun außerhalb dieser ihrer Welt mit ihnen geschehen? Es soll nicht verraten werden. Der Dichter geht hier in freier Weise gegen die Gewohnheit vor, nach welcher die epische Literatur unserer Zeit immer Charaktere in ihrer Folgerichtigkeit ab-

handelt; er unternimmt es, diese Folgerichtigkeit zu durchbrechen, scheinbar eine völlige Inkonsequenz, eine radikale Wandlung aufzuzeigen, und all dasjenige von den scheinbaren Charakteren abzuziehn, was sie als Hypothek nur von ihrer Umwelt, von den Umständen ihres Lebens aufgenommen haben; er vereinfacht, die Personen innerhalb der unbewußten Zwangslage der Kultur verschwinden, und es stehen hier vorerst einfach ein Mann und eine Frau vor uns, so daß es jetzt gilt deutlich zu machen, was von ihren scheinbaren Charakteren übrig bleibt. All das ist aber so gemacht, als spiele ein Liebhaber der schönen Künste für seine eigene Erheiterung präludierend mit einem großen und doch halb scherzhaften Stoff, und so ist es auch, nur daß hinter diesem Spiel schon der gefaßte Lebensernst wirkt, der Chenevières späteres Werk auszeichnet, etwas von einer maßvoll begrenzten Lebensweisheit.

Auch der Roman «Jouvence ou la Chimère» präludiert. Der Dichter nimmt mit Neugier die Gestalten in die Hand, mit denen er erst später sich in das gefährliche Unterfangen wird einlassen müssen, den Puppen, die vor ihm auf dem Tische liegen, wirkliches Leben einzuhauchen. Er stellt Versuche mit diesen Puppen an, er belebt sie in einer Weise, die von der Regel der Wirklichkeit abweicht; wieder zaubert er, wie Geschöpfen aus dem Zwischenreich, wie den Feen schenkt er ihnen ewige Jugend: das Lebenselixier ist gefunden worden und wird diesen Figuren nun eingeflößt; und siehe da, das Menschliche in seiner völligen Unumgänglichkeit wird deutlich, gerade aus der Summe des völlig Unmöglichen, des Untragbaren und Sinnlosen, das jede rein ersonnene phantastische Situation ergibt, welche das Ziel alles Lebens, den Tod, nicht kennt; langsam beginnen die schattenlosen Geschöpfe unmerklich einen Schatten zu werfen, aus Sehnsucht nach dem Dunkel, ohne welches es keine Helle gibt. Nicht nur, daß diese ewig Jungen unglücklich sind, das sind recht oft auch die Alternden, nein, daß sie sich leidenschaftlich nach dem Alter sehnen und dadurch in die Ordnung zurückstreben, das ist das Entscheidende, und hier beginnt der Dienst an der Wirklichkeit.

Chenevière entschließt sich ungern zu dieser Wirklichkeit, auch in seinen weitern Arbeiten, in den Novellen, die im Bande «Innocence» zusammengefaßt sind, in den Erzählungen «Les aveux complets» ist ein Widerstreben vorhanden, die Dinge unmittelbar anzufassen; mit leichter Führung wird überall ein Grundriß menschlichen Ergehens

aufgezeichnet, Grundriß, den man oft nur errät hinter einer farbigen spiegelnden Luft, in welcher beständig Bilder aufsteigen; den Mäandern der Erzählung folgt man saumselig, ein Seitenweg voll Poesie wird immer wieder beschritten, beim Lieblichen verweilt man, Straffheit gehört nicht zu den Vorzügen dieser Kunst aus Chenevières jungen Tagen. Da ist ganz anderes vorhanden, Landschaften sind da, alte unvergeßliche Häuser, in denen man glaubt gewohnt zu haben, das Wesen der Stunde, der Jahreszeit ist oft von solcher Schönheit, daß man die Heimat Chenevières, den Genfersee und die Provence, im stillen Übergang des verhüllten zum leuchtenden Licht, wie eine von dem Rhonelauf geschaffene Einheit sieht. Immer noch, als ein Traum früher Lebensjahre, aus dem herauszutreten der Dichter sich nicht entschließt, wirkt zögerndes, verweilendes Entzücken. Nirgends tritt dies stärker in Erscheinung als in der Erzählung von dieser «jeune fille de neige», wo lauter nicht geschriebene Gedichte ihren seltenen Stoff ausgießen in eine reizende Begebenheit ohne scharfe Führung. Dort jedoch, wo der Versuch zum Verzichten einsetzt, wie in dem Roman «Messagers inutils», hat man im Augenblick den Eindruck von einer Frucht, die zu früh, noch vor ihrer gänzlichen Reife, der schützenden Hüllen entkleidet wurde.

Wie das Verhältnis zwischen der Prosa und der gebundenen Form bei Chenevière liegt, das sieht man am besten an seinen Gedichten, die alle nach der Prosa hin gewissermaßen offen bleiben; schöne, oft wie von Regenbogenfarben überflossene Gebilde, werden diese Verse selten zu jenem völlig abgeschlossenen, eigenes, unübertragbares Gesetz in sich tragenden Mikrokosmos, als welchen jedes wirkliche Gedicht sich darstellt. In den Gedichten sind beschreibende Lyrismen von größter Qualität aneinandergereiht und laufen wie die östlich gerichteten Teppiche in den Moscheen, alle in derselben Richtung, nach der Schilderung hin. Bevor Chenevière wirklich zum reinen Erzählen sich entschloß, zum Erzählen ohne Schlendern und Verweilen, hat er Atem geholt; er hat eine Studie über jene Madame de Ségur geschrieben, die die Verfasserin der Geschichten ist, die so viele Generationen französischer Kinder erfreuten und noch erfreuen. Nach diesem Buch ist er vorerst auf eine kurze Zeit verstummt und dann hat er ein Buch verfaßt, das den Titel trägt «Connais ton cœur».

Dieser sein letzter Roman tritt völlig aus der Reihe seiner früheren Werke heraus. Hier ist alles liebenswürdige Beiwerk weggefallen, die

knappe, strenge Erzählung eines ebenso spannenden als wahren innern Vorgangs ist hier in einer verzichtreichen Weise durchkomponiert. Man kann sich nichts Gleichgültigeres denken als den handlungsmäßigen Vorwurf dieser Geschichte: eine in Genf lebende 39jährige Frau, die mit einem überaus trefflichen, ja vorbildlichen Mann von reiferm Alter, aber wohlerhaltener Natur, verheiratet ist, verbringt ihre jeder materiellen Sorge entbehrenden Tage zwischen einer schönen Stadtwohnung und einem hübschen Landhaus. Sie lernt einen aus Übersee zurückkehrenden Jüngling kennen, der sie begehrt und sodann in seiner Weise liebt. Ein ungeahntes Gefühl bricht in ihr auf, sie weiß jedoch allzuwohl von ihren Pflichten und sie widersteht. Bald verwirrt sich die Lage, ihre zwanzigjährige Schwester, aus zweiter Ehe ihres Vaters, ein sportliches, von der vom 19. Jahrhundert noch berührten Heldin des Romans sehr verschiedenes, scheinbar recht unkompliziertes Mädchen, verliebt sich ebenfalls in den kraftvollen und rücksichtslosen jungen Mann. Er beginnt zwischen den beiden Schwestern zu schwanken, neigt aber immerhin stärker zu der ältern hin. Diese, die feststellt, daß ihre kleine Halbschwester leidet, vollzieht einen jener Akte der Selbstentäußerung, die aus dem Zwiespalt zwischen tieferm Willen der eigenen Natur und dem Sittengesetz entspringen; sie versetzt sich durch eine Willensanstrengung gewaltsam in den Zustand der Jüngern, die des Opfers im Grunde nicht wert ist, und sie stiftet, mit Hilfe ihres aus andern naheliegenden Gründen mitwirkenden Gatten, die Ehe. Hier hätte eine Geschichte zur Förderung des Guten und Gemeinnützigen, so wie man sie zwischen 1830 und 1860 liebte, geendet, hier aber beginnt der eigentliche Roman Chenevières. Sein Beginn, wenn man seinen Inhalt so kahl und lieblos wiedergeben will, wie dies soeben geschah, wird eine solche Wiedergabe ertragen und wird ihrer mit Leichtigkeit durch seine ungewöhnlichen Vorzüge Herr werden. Dieses Buch eines Schweizers, das in Frankreich einen so großen Erfolg davonträgt, hat jenen Grad wirklicher Kunst erreicht, wo alles Ausgesagte durch die einfache, still aus sich selbst wirkende Richtigkeit besteht.

Chenevière schenkt uns in der Heldin seines Romanes eine neue Frauengestalt, die sich mit einer besondern und unvergeßlichen Zurückhaltung der Reihe der von Männern ersonnenen Wesen anschließt, welche die andere Welt beleben, die neben der wirklichen als eines jener vielen Zwischenreiche besteht, die wir ahnen und in welchen

nicht nur unsere Befürchtungen, sondern auch unsere Wünsche umgehn und das Wunderbare mit sich führen, das dem ungelebten Teil unseres Daseins anhaftet.

Ein leises, verhaltenes Wesen ist diese Martine Herbier, sie erwacht zu dem, was sie wirklich hätte sein können, recht spät in ihrem Frauenleben. Ihr Wünschen, das ihr gänzlich unbekannt war, bekommt langsam durch ein ganzes Vorland von Erschrecken, Erstaunen und Nichtverstehn hindurch, eine Gestalt, die sie dann schließlich überwältigt, besinnungslos werden läßt und zu einem Tun hinreißt, welches in dem Augenblicke, in dem es von der Ernüchterung dann endlich gelöst wird, seine eigentliche Furchtbarkeit dadurch erhält, daß es mit diesem tiefen Wünschen gar nicht übereinstimmte und nun wie Trug und Schatten plötzlich zurückliegt. Dieser Geliebte war innerlich zu wenig beteiligt, um das seltene Wunder der Verwirklichung zu bringen. Ja, auch er liebte, was man so nennt, oder begehrte, aber doch nur solang bis der Tag kam, an dem er diese schöne und einsame Frau wie eine Blume betrachtete, die er einst gepflückt hatte, und die nun verwelkt, so daß er nur mit Mühe an ihr die Schönheit wiedererkennt, um derentwillen er sie nahm und zugrunde richtete. Nein, diese Frau hat sich selbst nicht gekannt, sie hat ihr eigenes Herz nicht begriffen und sie ist dadurch in die Irre gegangen. Sie hat geirrt, weil sie den vergänglichen Glanz der Jugend bei diesem Nachbarn für sein wirkliches Wesen hielt, sie hat sich geirrt, wie sie die junge selbstsüchtige Schwester mit ihm verband, opfernd, schenkend, sich großmütig und rein fühlend und zuletzt und am schwersten irrte sie, wie sie ihre Liebe endlich erkennend, zu ihrer Verwirklichung den allzuhohen Preis zahlte, das noch immer mögliche Glück dieser Schwester zu zerstören, das sie selbst einst versucht hatte ihr aufzudrängen. Das Buch hat eine strenge Haltung, die bisweilen in allzuviel Höflichkeit gekleidet ist, um unmittelbar die Gefahr erkennen zu lassen, in der all diese wohlerzogenen Menschen leben; wo aber diese andeutende Zurückhaltung durchbrochen wird, entstehen gerade durch den Gegensatz starke Seiten, wie jene etwa, welche die Sommernacht schildern, in welcher die beiden Schwestern allein im Landhaus sind: die jüngere ist krank und matt, weil sie sich verschmäht glaubt, die andere ist in ihrem Widerstande schon völlig am Rand, und wie nun überraschend der junge Mann, der inmitten des Wirbels all dieses suchenden, sich selbst unbewußten Fühlens steht, hineintritt

aus dem nächtlichen Garten, da spricht die Gepeinigte in ihrer Gewissensnot zu ihm lauter Worte, die zwar dem Begehren ihrer aufgescheuchten Natur entsprechen, sie spricht leidenschaftliche Worte, die Gegenkräfte jedoch der Angst, des Zweifels zwingen sie, diese Sprache der Leidenschaft nicht selbst zu verantworten, sondern sie der andern in den Mund zu legen, für die Schwester recht eigentlich zu werben, und dies mit solcher Kraft, daß sie den Schwankenden zu dem Entschlusse hinführt, der nach Gegebenheit und Sitte dann in einer Ehe endet, der recht wenig Glück bestimmt sein wird. Und hier beginnt der Roman sich seiner Krisis zu nähern, seinem Höhepunkt, zu Vorgängen, die seinen Stoff in überraschender Weise entfalten.

Chenevière hat mit diesem Buch eine andere Stufe betreten und steht als ein anderer vor uns. Sein Wesentliches aber wird er durch all seine Werke hindurch behalten, seinen Umgang mit Menschen, die in all ihrem Tun so lange zögernd sich befragen, daß zwar die Stunden der Verwirklichung, in denen der Mensch und das Leben gewissermaßen aufeinanderpassen, ungenützt vorübergehn, sein Verweilen bei Menschen, die Entscheidendes zu früh, zu spät, gar nicht, oder in einer falschen Projektion zu tun Gefahr laufen, denen aber die Zeit aus all den Fehlern ihrer Bedenklichkeit und Gewissensnot, schließlich die reine Summe berechnet, die ihnen wirklich angehört, die Summe ihrer eigenen Gemütskräfte, ihres eigenen Herzens, das auch nichts anderes ist als die wirkliche Welt, nur nach innen gesehen. Menschen dieser Art leben viele in unserem Lande und in ihrer Weise gelangen sie zu einer Erfahrung, die oft größer ist als jene, die man im Überblicken und Beherrschen des äußern Geschehens zu gewinnen vermag.